

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 27. März 1823.

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Sonnenuntergang.

(Eine Erzählung.)

(Schluß.)

Ich sah ihr in stummer Verwunderung nach. Als ich den Wagen aus dem Gesichte verloren hatte, trat ich in die Capelle, um den Wunsch der Unbekannten zu erfüllen. Da leuchtete mir von der Stelle, wo sie gekniet hatte, eine rothe Briestafche entgegen, die sie unfehlbar vergessen hatte. Ich hob sie schnell auf, und eilte um zu sehen, ob ich den Wagen wohl noch erreichen könne, sah aber bald ein, daß dieses unmöglich sey; denn schon war er nicht mehr zu sehn, und eh' ich hinunter gestiegen wäre, mußte er schon viel zu weit seyn, um ihn einzuholen; außerdem kreuzten sich dort mehrere Wege, und ich konnte nicht wissen, welchen er genommen hatte. Die Briestafche mußte also für's Erste in meinen Händen bleiben. Ich hoffte im Innern derselben Aufschlüsse über ihre Besitzerinn zu finden, und mir dadurch die Möglichkeit zu verschaffen, sie ihr wieder einzuhändigen. In dieser Hoffnung drückte ich auf das stählerne Schloß, und die Briestafche öffnete sich. Außer einigen unbedeutenden Papieren, aus welchen mir aber weder der Name, noch der Wohnort der fremden Frau bekannt wurden, enthielt sie das Portrait eines jungen Mannes, dessen Gesicht sich durch die edelsten Züge und den seelenvollsten Ausdruck auszeichneten. Eine Ähnlichkeit dieses Gesichts mit meiner Unbekannten war nicht zu verkennen; dieselbe Güte, derselbe Geist sprachen aus den großen dunkelblauen Augen. Ich hatte kaum drey oder vier unbedeutende junge Männer gesehn, und wußte kaum, wie diese ausfahen; war auch wohl noch von keinem bemerkt worden. Lang' und unverwandt hasteten meine Augen auf dem interessanten Bilde, und je länger ich es betrachtete, je wunderbarer fühlte ich mich hingezogen zu ihm und zu der fremden Frau mit dem milden freundlichen Gesicht. Gewiß, dachte ich, ist dieß das Bild ihres Sohnes, für den sie hier betete; ach! wäre sie meine Mutter! wäre er doch mein Bruder!

ich fühl's, ich würde beyde innig lieben. O, du lieber Gott! möchte er nur nicht sterben! Bey diesem Gedanken sank ich nieder vor dem Marienbilde und betete für ihn mit einer Inbrunst, wie ich vielleicht noch nie gethan hatte. Dann stand ich wieder auf und verließ die Capelle. Noch einmal überschaute ich die Gegend, aber es kam mir vor, als sey in wenigen Minuten eine große Veränderung mit mir vorgegangen. Mich dünkte, ich habe noch nie diese Landschaft so herrlich gesehen, noch nie sey die Sonne so schön untergegangen; mir war so wohl und so weh zugleich, und ich wußte doch nicht, warum. Langsam stieg ich vom Felsen nieder, und kehrte dann eilig nach dem Pfarrhause zurück, wo ich sogleich dem Pfarrer alles erzählte, was mir begegnet war, und ihm die Briefftasche mit dem Portrait zeigte.

Wir müssen, sagte er, Maßregeln nehmen, um diese Briefftasche der Eigenthümerinn zuzustellen; der Verlust derselben könnte ihr doch des Portraits wegen empfindlich seyn. Bis dahin magst du sie behalten und wohl bewahren, mein Kind. Der Pflegevater ließ wirklich in einigen öffentlichen Blättern bekannt machen, daß eine Briefftasche gefunden worden sey, und nannte den Ort, wo man sie abholen könne. Es vergingen Wochen, Monate, Niemand meldete sich dazu. Der Pfarrer erklärte, daß ich das Gefundene als mein Eigenthum betrachten könne, weil es wahrscheinlich nicht würde zurückgefordert werden. Es freute und betrüßte mich zugleich; Ersteres, weil mir das Bild werth geworden war, wie das Bild eines geliebten Bruders, und ich mich ungern davon getrennt hätte; Letzteres, weil ich so nicht erfuhr, wer die Unbekannte gewesen, und ob ihr Sohn wieder hergestellt sey.

Diese beyden Wesen waren nach und nach die Gegenstände meiner einsamen Träumereyen geworden; meine Phantasie wußte tausend Fälle, tausend Lagen aufzufinden, in welchen sie mir wieder begegneten; es schien mir gewiß, daß ich sie irgendwo einmal antreffen müsse. Ich erhielt vom Pfarrer die Erlaubniß die Capelle öfter zu besuchen. Da stand ich nun oft stundenlang, und blickte unverwandt nach der Landstraße; bey jedem aufsteigenden Staub eines Reisewagens schlug mein Herz in froher und banger Erwartung zugleich. An den Winterabenden entfernte ich mich öfter als gewöhnlich vom flackernden Kaminfeuer, um welches wir in traulicher Einigkeit saßen, um vom Fenster aus durch das Dunkel nach der flimmernden Lampe zu blicken, die mir doppelt interessant geworden war. Dabey verstand ich selbst nicht, warum alles so mit mir war, und dachte auch eigentlich nicht darüber nach. So verging der Winter.

Im Frühjahr verfiel mein Pflegevater in eine Krankheit, die anfangs unbedeutend schien, nach und nach aber einen ernsthaften Charakter annahm; die Ärtzter wurden bedenklich und bald gaben sie die Hoffnung auf. Nur bis zum Anfang des Herbstes konnten sie des guten Pfarrers Leben fristen. Diesen Schmerz, der erste, den ich kennen lernte, verdrängte alle die Schwärmereyen meiner Phantasie. Die sonst so geliebten Bilder waren fast gänzlich in meinem Innern erloschen, denn ich dachte und fühlte nichts, als den nahen Verlust meines väterlichen Freundes. Mehrere Monate lang wick ich fast nicht von seinem Bette, und in meinen Armen ging der würdige Greis in die Ewigkeit hinüber. Ich beweinte ihn mit wahrer kindlicher Liebe. Sein Tod wurde meinem Oheim gemeldet, der, nach einem langen Aufenthalte in fremden Ländern,

erst seit kurzem in sein Vaterland zurückgekehrt war. Wenige Wochen darauf traf er bey uns ein, um mich abzuholen. Gewöhnt an den sanften, freundlichen Pfarrer, erschreckte mich das Ernste und Finstere, was im Wesen meines Oheims liegt; aber bald sah ich ein, daß diese schroffe Außenseite ein biederes, gefühlvolles Herz verbarg, und lernte ihn als meinen zweyten Vater betrachten. Der Abschied von meiner guten Pflegerinn, und überhaupt von dem glücklichen Aufenthalte meiner frohen Kindheit, war mir höchst schmerzlich. Zum letzten Male besuchte ich die Felsencapelle, wo ich gerade ein Jahr zuvor den wunderbaren Eindruck erhielt. Noch einmal tauchten die Bilder der Vergangenheit vor mir auf, aber in weit schwächerem Lichte als ehemals; die Wirklichkeit hatte den Spiegel meiner Phantasie getrübt, der sie mir einst in so reizenden Farben zeigte.

Bald saß ich mit meinem Oheim im Reisewagen. Drey Tagereisen hatten wir bis S. . . zu machen, wohin mein Oheim mich zuerst führen wollte. Am zweyten Tage unserer Reise kamen wir gegen Abend in W. . . an, einem Städtchen, wo mein Oheim zu übernachten beschloß. Während er im Gasthose, wo wir abgestiegen waren, die Zeitungen las, trat ich an's Fenster, welches nach einem freyen Plage ging, auf dem die Kirche stand. Man läutete eben die Glocke, die zum Abendgebet rief, und deren feyerliche Klänge erweckten auch in mir die Sehnsucht, im Gotteshause mit den Übrigen zu beten. Der Oheim gab mir die Erlaubniß dazu, und ich begab mich nach der Kirche. Schon war die Betstunde vorüber, und die Kirche wieder fast ganz leer, als auch ich mich von den Stufen des Altars erhob, um zurückzukehren. Da erklangen plötzlich vom Chor herab der Orgel feyerliche Töne; ich stand und horchte, und wie von Engelharmonie berührt, fühlte ich mich auf eine mir unerklärliche Weise ergriffen. Mein ganzes innres Seyn schien sich in diesen Tönen aufzulösen; ein seltsamer, aber wohlthuernder Schmerz stimmte mich zu Thränen, die unaufhaltsam über mein Gesicht flossen, ohne daß ich wußte, warum. Ich trat aus dem Dunkel des Seitenganges, und meine Schritte lenkten sich fast unwillkürlich zu den breiten Quaderstufen, die zum Chor führten. Bald befand ich mich in der Nähe des Orgelspielers. Schüchtern und leise trat ich näher; er vernahm vermuthlich meine Tritte, blickte um und verneigte sich ehrerbietig gegen mich. Ich gerieth in ziemliche Verwirrung mich einem jungen Manne gegenüber zu sehn, der durch edlen Anstand und eine sehr vortheilhafte Bildung auffiel. Verlegen schlug ich die Augen nieder. Er sprach einige Worte, die ich aber in meiner Befangenheit nicht verstand, und also auch nicht beantworten konnte. Schon fing ich an mich zu ermuthigen, und wollte eben eine Entschuldigung hervorbringen ihn gestört zu haben, als ein zweyter Blick auf ihn mich ganz außer Fassung setzte. Er war unverkennbar das Original des Bildes, welches die gefundene Briefftasche enthielt. Ich hatte es zu oft betrachtet, und diese interessanten Züge hatten sich zu tief in mein Gedächtniß geprägt um mich zu irren. Nun war es vollends aus mit meiner Besonnenheit; ich brachte kein Wort hervor, machte eine stumme Verbeugung und entfernte mich. Unten an der Treppe blickte ich noch einmal hinauf; er war mir bis auf die ersten Stufen gefolgt; da stand er, die Augen auf mich geheftet, das etwas bleiche Gesicht geröthet von den letzten Strahlen des Abendlichts, das durch die hohen runden Kirchenfenster fiel. Ich

öffnete hastig die Thür der Kirche, und befand mich im Freyen. Der Abend war eben so feyerlich schön, wie damals, als ich zum ersten Mal die Felsen-  
capelle betrat. Ich stand einen Augenblick still und schaute in den hellen Pur-  
pur des Himmels; nie hatte ich mich besser, nie frömmere gefühlt; nie hatte  
ich Gott und die Menschen so geliebt wie in diesem Augenblick. Einige Vor-  
übergehende, die mich neugierig betrachteten, erinnerten mich, daß es Zeit sey  
zum Oheim zurückzukehren. Dort fühlte ich die Verpflichtung die Brieftasche  
zurückzugeben, aber sie lag in meinem Reisekoffer, der voraus geschickt worden  
war, um unsern leichten Reisewagen nicht zu beschweren. Während mein  
Oheim in einem Lehnstuhl schlummerte, erkundigte ich mich bey der Wirt-  
hinn nach dem Namen des jungen Organisten, in der Absicht, ihm das Ge-  
fundene zurückzuschicken; aber diese schüttelte den Kopf und sagte: „Ich weiß  
nicht, von wem das gnädige Fräulein spricht, unser Organist ist ein steinalter  
Mann.“ „So hat er vielleicht einen Sohn,“ entgegnete ich, „oder sonst Je-  
mand, der seine Stelle vertritt.“ „So viel ich weiß, Niemand,“ antwortete  
sie, „er läßt es sich nicht nehmen, die Orgel allein zu spielen.“ „Wer aber,“  
fragte ich weiter, „ist der junge Mann, der sie heute nach der Betstunde  
spielte?“ Ich beschrieb ihn nun, aber er war ihr völlig unbekannt. Eine  
Bitte an die Frau, sich nach ihm zu erkundigen, schwebte mir auf den Lip-  
pen, aber eine gewisse Scheu, von der ich mir selbst nicht Rechenschaft geben  
konnte, hielt sie zurück. Nachher bereute ich, daß ich sie nicht geihan hatte,  
und nahm mir vor, den folgenden Morgen noch einmal mit der Wirtthinn  
deshalb zu sprechen. Allein mit Anbruch des Tages wurde ich geweckt, der  
schon reisefertige Oheim trieb zur Abreise, die Wirtthinn war nicht mehr zu  
sehn, und ich mußte fort, ohne das Geringste von dem Unbekannten zu er-  
fahren. Aber sein Bild schwebte lebendiger als je vor meinem innern Sinn.  
Die Neuheit, die Zerstreungen des Stadtlebens verwischten es wohl etwas;  
ich sah mich nicht ungerne von mehreren Männern ausgezeichnet, aber sobald  
von einer Verbindung die Rede war, trat die Erinnerung an den interessan-  
ten Unbekannten unwillkürlich hervor, und alle Männer, die ich mit ihm ver-  
glich, traten bey dieser Vergleichung in tiefe Schatten zurück. Dabey war  
meine Ruhe und Heiterkeit keinesweges gestört; ich war mit meinem Loose  
sehr zufrieden. Zwölf Jahre sind so vergangen, ohne daß ich je wieder et-  
was von dem Gegenstande meiner frühern Träumereyen erfahren habe. Nach  
und nach fing ich an mich selbst phantastisch und sogar lächerlich zu finden.  
Wunsch und Hoffnung, etwas über meine seltsame Bekanntschaft zu erfahren,  
verloren sich allmählig; ich betrachtete das Bild gleichgültig; aber ich konnte  
dennoch keinen Mann lieben, und ohne mein Herz wollte ich meine Hand  
nicht weggeben. So war es, bis ich Sie kennen lernte, Isidor; da fing ich  
an zu glauben, daß Freundschaft und Achtung wohl auch hinreichen, eine  
Verbindung glücklich zu machen.

Isidor, der Herminien bey dem letzten Theil ihrer Erzählung mit stei-  
gendem Antheil und sichtbarer Gemüthsbewegung zugehört hatte, dankte ihr  
jetzt für die Mittheilung ihrer frühern Lebensereignisse, und fragte dann, ob  
sie noch im Besiz jenes Bildes sey. „Wohl,“ antwortete Herminie, „habe ich es  
bis jetzt treulich bewahrt; aber um Ihnen zu beweisen, daß es mir unbedeu-  
tend geworden ist, will ich es in Ihre Hände geben.“ Sie eilte bey diesen

Worten schnell auf ihr Zimmer, und nach wenigen Minuten kam sie mit dem Bilde in der Hand zurück. „Hier, Isidor,“ sprach sie, „nehmen Sie es hin; aber sehen Sie es an und gestehen Sie unparteyisch, daß dieses edle, einnehmende Gesicht wohl den Eindruck rechtfertigen kann, den es auf ein jugendliches Herz voll schwärmerischer Gefühle machte.“ „Herminie,“ sagte Isidor mit lebhafter innerer Bewegung, indem er einen Blick auf das Bild warf, „und wenn Ihnen jetzt jener Unbekannte entgegen träte, würden Sie ihn mit eben der Gleichgültigkeit betrachten, mit der Sie sein Bild von sich entfernen?“ „Wenn,“ erwiderte Herminie nach kurzem Sinnen, „wenn sein Inneres seinem Äußeren entspräche, so würde er mir lieb und werth seyn, und sein Erscheinen würde mich freuen; aber nie würde die Erinnerung an eine jugendliche Phantasterey die Zufriedenheit eines Herzens stören, welches nur in der ruhigen Liebe und Achtung eines edlen Freundes sein Glück sucht.“ „Theure Herminie,“ erwiderte Isidor, „Sie wissen nicht, wie glücklich Sie das Original dieses Bildes und wie glücklich Sie zugleich Ihren Freund machen, denn beyde stehn in einer Person vor Ihnen. Dieses Portrait ist das meinige; ich war es, dem Sie in jener Kirche wie ein Engel des Lichts entgegen traten.“ Die überraschte Herminie sah ihn forschend an, und schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ihr Zweifel,“ fuhr Isidor lächelnd fort, „ist sehr natürlich; aber wenn Sie erwägen, daß zwölf Jahre, unter den Beschwerden des Krieges verlebt, zwischen jener Zeit und dem gegenwärtigen Augenblick liegen, daß Krankheit und Narben mein Gesicht entstellten, und der Verlust des einen Auges mich vollends unkenntlich machen muß; wenn Sie dieß erwägen, so werden Sie weniger Bedenken tragen, in mir den Jüngling zu erkennen, der einst so glücklich war, Ihre Theilnahme zu gewinnen.“ „Wäre es möglich!“ rief die erstaunte Herminie, indem ihr Auge noch immer prüfend auf seinem narbenvollen Gesichte ruhte. „Es ist so, Herminie,“ sprach Isidor, indem er ihre Hand faßte; „dieses Portrait, welches damals jedermann sehr getroffen fand, schenkte ich meiner Mutter; ich hörte nachher, daß sie es verloren habe. In jenem Städtchen, wo wir uns zum ersten Mal trafen, verweilte ich auf einer Durchreise einige Tage. Der dortige Organist war mein ehemaliger Musiklehrer; er erlaubte mir zuweilen die Orgel zu spielen, die von jeher mein Lieblingsinstrument gewesen war. Dort sah ich Sie, Herminie; Sie gingen so schnell, wie Sie kamen, aber Ihr Bild blieb in meiner Seele zurück. Vergebens forsch’ ich nach der freundlichen Erscheinung jenes glücklichen Augenblicks. Niemand gab mir Auskunft über Sie. Bald darauf trat ich in militärische Dienste, und im Gewühl des Krieges sank Ihr liebliches Bild allmählig zurück in ein dämmerndes Dunkel, aus dem es nur dann und wann, in den bessern Momenten meines Lebens, wie ein fernes Nebelgestirn aufleuchtete. Daß ich Sie nicht wieder erkannte, mag daher kommen, weil sich bey Ihrem flüchtigen Erscheinen wohl der Umriß Ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit meiner Erinnerung einprägte, aber die einzelnen Züge derselben dennoch im Laufe der Zeit meinem Gedächtniß waren verloren gegangen.“ „Wenn Sie erwägen,“ erwiderte Herminie lächelnd und ein wenig erröthend, „wenn Sie erwägen, welche Veränderungen ein Zeitraum von zwölf Jahren auf dem menschlichen Angesicht überhaupt, vorzüglich aber auf dem Gesicht einer Frau oft hervorbringt, so wird es Sie nicht befremden, daß Sie das einst so blühende Mädchen an der Grenze ihrer Blüthenzeit nicht wie-

der erkannten.“ „Haben auch die flüchtigen Jahre,“ sagte Sophie, „etwas von eurer jugendlichen Schönheit mit hinweggenommen, so haben sich doch eure, für einander bestimmten Seelen wieder erkannt.“

In diesem Augenblick rollte ein Wagen vor; Isidors erwartete Verwandte stiegen aus; unter ihnen befand sich seine Mutter. Herminie bemerkte auf ihrem Gesicht zwar wohl auch die Spuren der Zeit, doch fand sie dieselbe weniger verändert als ihren Sohn. Die würdige Matrone freute sich innig, als sie von ihren Kindern die Geschichte ihrer ersten Jugend und deren glückliche Entwicklung vernahm. Sie erinnerte sich Herminiens, drückte das wiedergefundene Bild an ihre Lippen, und legte dann segnend die Hände auf die beyden Lieblinge.

So standen sie noch auf dem Balcon, als die Dämmerung schon begann, und der feurige Nachglanz der Sonne schon verschmolzen war in ein weiches Rosenroth; ein Bild der edlern Liebe, deren Flamme sich allmählig auflöst in das sanfte, ruhige Gefühl der Freundschaft. Auguste.

### Die Jahreszeiten.

Grün wogt die Saat im Sonnenschein  
 Bey lindem Frühlingswehen;  
 Es blüh'n und duften süß am Rain  
 Die Weitschen und die Schlehen:  
 Die Saiten greift der Trubadur,  
 Und preist die Schönheit der Natur.

Die Weitschen haben abgeblüht;  
 Die gold'nen Ähren winken,  
 Und bey der Schnitter Jubellied  
 Sieht man die Sichel blinken:  
 Die Saiten greift der Trubadur,  
 Und preist die Güte der Natur.

Das weite Feld ist Halmenleer;  
 Da lacht aus dunkeln Laube,  
 Vom süßen Himmelssthaue schwer,  
 Die reife Purpurtraube:  
 Die Saiten greift der Trubadur,  
 Und preist die Weisheit der Natur.

Enttaubt ist Rebenshöf' und Hain,  
 Die Star so kalt und stille,  
 Doch in der Hütte Brot und Wein,  
 Und Liebeslust in Fülle:  
 Da weilet froh der Trubadur,  
 Und preist die Vorsicht der Natur.

Carl August Olofer.

## B a l l e t.

Paris, oder der Triumph der Schönheit. Anakreontisches Ballet in einem Acte, von Herrn L. Henry, im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore aufgeführt. — Die Menge der theatralischen Neuigkeiten hat uns gehindert, von diesem neuen Ballete, welches nun bereits zum dritten Male mit außerordentlichem Beyfall gegeben wurde, unsern Bericht gleich nach der ersten Vorstellung zu liefern; denn wir wollten lieber schweigen, als etwas Ungenügendes davon berichten.

Dieses Ballet hat schon einen sehr großen Vorzug in seinem überaus glücklich gewählten Gegenstande. Das berühmte Urtheil des Paris ist eine der schönsten Dichtungen des griechischen Geistes; die Fabel ist allgemein bekannt, und daher in der Darstellung allgemein verständlich; sie biethet dem Balletmeister reichen Stoff zu interessantesten Arrangements der tanzenden Personen. Pantomime, Tänze und Gruppierungen können hier ungezwungen in den brillantesten Gestaltungen abwechseln.

Der trojanische Prinz, Paris, ist in der griechischen Mythologie der Hauptrepräsentant aller Verehrer und Liebhaber des schönen Geschlechtes. Er raubte die Helena, Griechenlands schönste Frau, und veranlaßte dadurch den zehnjährigen trojanischen Krieg, der mit dem Untergange von Troja endigte. Diese Begebenheit war wichtig genug, um die Geschichte dieses Helden mit einer Menge Fabeln auszuschnücken, welche ihm einen Platz in der alten Mythologie einräumten. Der Sage zu Folge sollte Paris gleich nach seiner Geburt auf dem Berge Ida ausgefetzt werden, weil seine Mutter Hekuba von einer Fackel geträumt hatte, welche Troja in Brand stecken würde. Dieß schreckende Orakel bewog den König Priamus, die Ausfetzung des neugebornen Knaben zu befehlen. Aber der Trojaner, welcher ihn ausfetzen sollte, hatte zu viel Gefühl, um einen so barbarischen Auftrag zu vollziehen, und trug den Knaben nach seinem Hause, wo er ihn eben so sorgfältig erzog, als ob er sein eigenes Kind gewesen wäre.

Als Paris herangewachsen war, schien er, trotz des niedrigen Standes, worin er sich befand, es zu ahnden, daß königliches Blut in seinen Adern floß. Er machte sich eine Art von Herrschaft über die Hirten an, schlug die Straßenräuber, welche Einfälle in die friedlichen Hütten thaten, zurück, und die Hirten betrachteten ihn als den Schutzgott ihrer Triften.

Paris war nur ein bloßer Hirt, als seine Schönheit ihm die Hand einer Trojanerinn von vorzüglichem Range erwarb, welche Ländereyen besaß, die an einem Flusse gelegen waren, wovon sie den Namen einer Naja bekam. Sie hieß Onone, und soll einige Kenntnisse in der Botanik besessen haben. In Ovids Gedichten befindet sich eine Heroide, betitelt: Onone an Paris.

Die Schönheit des Paris gab Gelegenheit, ihn seine künftige Größe ahnden zu lassen. Sein berühmtes Urtheil über die drey Göttinnen ist bekannt. Wenn diese reizende Dichtung irgend einen historischen Grund hat, so ist es folgender. Unter den Prinzessinnen der zahlreichen Familie des Priamus waren drey, die sich besonders durch ihre Schönheit auszeichneten. Da sie beyammen lebten, so war der Vorzug, den irgend eine erhielt, eine dem schönen Geschlechte natürliche Art von Eifersucht, vielleicht auch die bloße Langeweile ihres Standes hinreichend, sie zu Nebenbuhlerinnen zu machen. Die kleinen Zwistigkeiten, welche daraus entstanden, waren von der Art, daß sie nicht anders, als durch ein authentisches Urtheil entschieden werden konnten. Aber wen sollte man zum Schiedsrichter der Schönheit wählen? Es mußte ein junger, schöner und unbefangener Mann seyn. Alles dieß traf beyhm Paris zusammen; dieser wurde daher zum Schiedsrichter ernannt.

Jede der Prinzessinnen suchte diesen Richter für sich einzunehmen; die eine versprach ihm Macht; die andere schmeichelte ihm mit der Palme der Weisheit und Kunst; die jüngste, welche gärtlicher oder geschickter war, als die andern, ließ ihn Vergnügen hoffen, und trug den Preis davon. Es ist wahrscheinlich, daß der Ruf von diesem Urtheile den Paris in Troja bekannt machte. Man suchte hier das Geheimniß seiner Geburt zu enthüllen; er wurde von seinem Vater anerkannt, und als Hektors Bruder

behandelt; der Traum der Heluba und die Verkündigungen der Orakel waren wahrscheintlich schon längst vergessen.

Die Scene, wo diese Begebenheit vorging, wurde nachher von den Dichtern veredelt. Ihnen zu Folge wurde, bey der Hochzeit der Lhetis, von der Zwietracht ein Apfel mit der Aufschrift: der S c h ö n s t e n, unter die anwesenden Göttinnen ausgeworfen. Juno, Minerva und Venus, welche auf diesen Vorzug Anspruch machten, verglichen sich, den Streit ihrer Eifersucht durch einen Schiedsrichter austragen zu lassen. Sie stiegen vom Olympus zum Berge Ida nieder, und erwarteten von Paris den Ausspruch über ihren Vorzug. Er erkannte die Venus für die Schönste, und sie belohnte diese Galanterie, indem sie ihm Reize verlieh, die ihn zum gefährlichsten Manne für alle weiblichen Herzen machten.

Der Balletmeister hat diese schöne Fabel poetisch aufgefaßt und vortrefflich in die Scene gesetzt. Die Scene stellt die Gegend am Berge Ida vor, welchen man im Hintergrunde hoch in die Wolken empor ragen sieht. Paris (Herr S a m e n g o) unterhält sich mit den ländlichen Nymphen tanzend, als Merkur (Herr B r e t e l) den goldenen Apfel mit der Inschrift: d e r S c h ö n s t e n, bringt und die Ankunft der drey Göttinnen verkündigt. Venus (Dlle. T a g l i o n i), Juno (Dlle. M i c h e l e r), Pallas (Dlle. S t u l k m ü l l e r), erscheinen, um den Preis der Schönheit zu werben. Jede bietet Geschenke. Aber Paris hat nur für die Schönheit Sinn, welche ihm Venus in der Person der Dlle. H e b e r l e zuführt, und wenn er sich auch bedenken wollte, so vollendet Amor schnell den Sieg der Schönheit, indem er ihn mit seinem Pfeile trifft.

Paris hat nun keine Wahl. Er erkennt den goldenen Apfel der Venus zu und die beyden andern Göttinnen entfernen sich voll Beschämung. Die Göttinn der Liebe feyert nun den Triumph der Schönheit. Es erscheint Adonis (Herr T a g l i o n i), und er geht sich an ihrem Liebreize. Auch Zephyr und Psyche (Herr und Mad. K o z i e r) finden sich zur Triumphfeyer ein, und die Nymphen bilden das große Gefolge dieses reizenden Triumphes. Die mannigfaltigen Tänze und Gruppierungen dieses Balletes tragen sämmtlich den Charakter der geschmackvollsten Anordnung, und werden mit höchster Vollendung ausgeführt. Die Herren T a g l i o n i, K o z i e r, B r e t e l und S a m e n g o, so wie die Damen K o z i e r und B r e t e l, die Dllen. T a g l i o n i, H e b e r l e und R a m a c i n i entwickeln ausgezeichnete Kunstfertigkeiten in reizenden Stellungen und Bewegungen auf die mannigfaltigste und stets neue Weise. Eine besonders liebliche Episode bildet der bezaubernde Shawltanz zwischen Adonis und Venus (Herrn T a g l i o n i und seiner liebenswürdigen Tochter), der sich durch eine überraschende und wahrhaft bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit von Wendungen, Stellungen und Gruppierungen mit stets wechselnden malerischen Shawltumwürfen auszeichnet. Nur das Beste, was das hiesige Ballet in dieser Art jemals geliefert hat, läßt sich mit diesem Shawltanze an Schönheit und Grazie vergleichen. Damen von Geschmacke, Kenner der Moden, und Freunde der bildenden Künste werden dem glänzenden Reichthum dieser Erfindung und ihrer überaus reizenden Ausführung die größte Bewunderung zollen.

### Modenbild XIII.

Kleid von Persequin mit Atlas und Dintuch verziert. Zur Binde ein Band. Der Hut von Crep und Atlas ist mit Blumen geschmückt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

waren wahr:

Dichtern versacht ein Apfel ausgeworfen. n, verglichen n. Sie stiegen Ausspruch über diese Galans alle weiblichen

trefflich in die man im Hins (g o) unterhält den goldenen drey Göttin Pallas (Dile. n. Jede bietet us in der Perz, so vollendet trifft.

us zu und die er Liebe feyert ni), und ers (K o g i e r) fine lge dieses reis Balletes tra eden mit höch tet und S as glioni, He eigenden Stelz Eine besonders Venus (Herrn rraschende und tellungen und hnet. Nur das ch mit diesem make, Kenner Reichthum dies nderung gollen.

in Band. Der



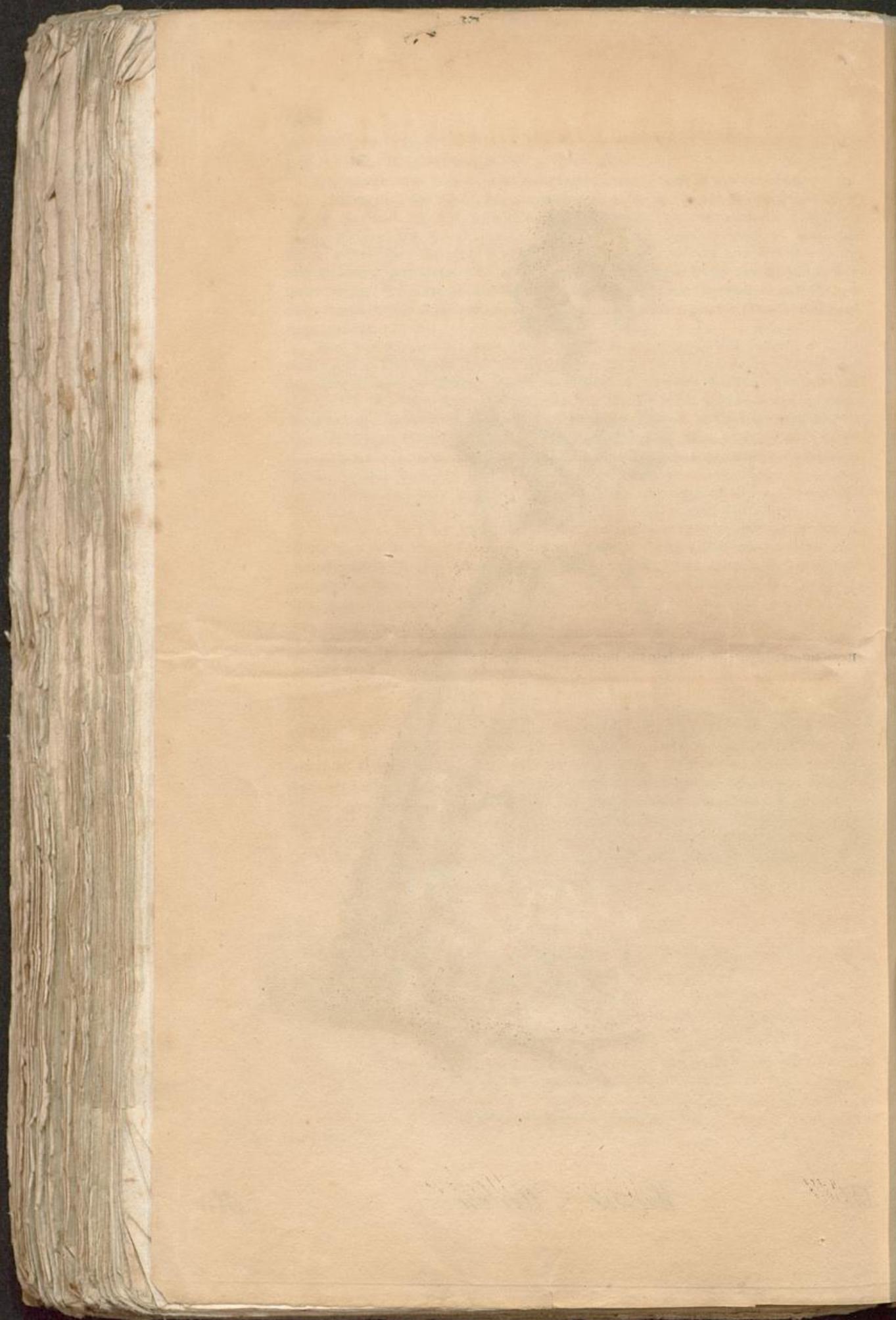
*P. v. J. Del.*

*F. J. Scher 10.*

*XIII.*

*Wiener Moden.*

*57.  
1823.*



**R**

Don  
hier g  
dann  
(Wur  
f. f. J  
in R

**D**

dem  
win

m e  
S a  
scher  
Did  
scher